Die hohe Schule.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

(2. Fortsetzung.)

Er hatte in seinem treuherzigen, gleichmüthigen Tone gesprochen, der ihm noch halb etwas vom Jungen gab; vom dummen Jungen sogar, den man nicht stark verantwortlich zu machen pflegt für seine Streiche. Aber jetzt, unter der Wirkung, die seine letzten Worte auf Vera hervorgebracht hatten, war er doch betroffen. Sie war erst roth geworden, dann jagte eine plötzliche Blässe wieder die Farbe aus ihrem Gesicht zurück. Wie hilflos und erfroren stand sie da, von seinem Geständniß wie mit Schlägen getroffen. Im Geiste sah sie Malwine vor sich stehen, das ewig schmuddlige, kleine Lauf- und Küchenmädchen, das seiner Frechheit und Schmutzigkeit wegen von dem übrigen Gesinde des Hauses ziemlich verachtungsvoll gemieden wurde. Und die Gegenüberstellung mit dieser Rivalin erstickte sie mit Scham.

Aber sie gab ihrem Vetter das Schauspiel eines Thränenausbruches nicht. Sie lief aus der Laube durch den Hausflur zurück in den Hof, dort fast zwischen die Hörner der Kühe gerathend, die jetzt getränkt und vollgefüttert in schwerfälligem Uebermuth ihre Freiheitssprünge versuchten. Dort stand sie, mitten in diesem Wirrwarr des Hofes, wie verfolgt und gehetzt, — von Angst gefoltert, dieser Malwine zu begegnen, dieser Rivalin, die er gleichfalls geküßt hatte — — ! —

Und aus der Verzweiflung, dem übertriebenen Schmerz ihrer Jugend und Unerfahrenheit gegenüber dieser Demüthigung der ersten Liebe stieg eine tiefe Bitterkeit auf, ein unaussprechlicher Haß gegen alles, was zu ihrer augenblicklichen Umgebung gehörte. Gegen Freundschaft, Heimath, Liebe — —

O, läge das alles erst hinter ihr! Wären die letzten qualvollen Wochen erst überwunden, der Abschied von dieser engen, kleinen Stadt, ihrer Neugier und Lieblosigkeit.

Draußen winkte die große Welt!

Wie hatte sie nur zögern können, sich besinnen, heute früh?!

2.

Die Aufregung in den ersten Reihen des „Nouveau Cirque, Rue St. Honoré 251, nahm trotz der beruhigenden Versicherungen des aus der Manege tretenden, noch völlig echauffirten Stallmeisters besorgnißerregende Dimensionen an. Wie, man wollte das Publikum täuschen? Man wollte thun, als wäre nichts geschehen, während alle, sie alle, dem Sturz der Reiterin aus dem Sattel des sich überschlagenden Pferdes beigewohnt, den schrillen Aufschrei gehört, das plötzliche, todtenähnliche Erstarren des zu Boden geschleuderten Körpers mit angesehen hatten?! „Nichts wäre geschehen? He, war denn ein Menschenleben „nichts“? Selbst das einer kleinen, fremden, hergelaufenen Deutschen: War das einfach ein „Nichts“? — Und sie standen von den Bänken auf, der Schwall ihrer erregten, murmelnden, drohenden und befehlenden Worte pflanzte sich fort, in die Manege hinunter, wie eine Meereswoge, die über die Dämme dringt, zu dem rathlosen Herren in der Mitte des Cirkels hin. „He, monsieur! La verite! — Elle meurt?!?“ „Mais non, messieurs! Mais non, mesdames! Parole d'honneur!“ Er stand, in beschwörender Haltung die Finger wie zum Eid erhoben; seltsame Scenen für diesen Ort des trivialen Genusses. Dieser blasse, beschwörende, von hundert Seiten bestürmte Mann, auf dessen Zügen noch der Schreck des grausigen Erlebnisses lag, und um ihn herum die Menge, decolletirte Damen in blendender Toilette, Männer der Lebewelt und des Abenteurerthums. Im Hintergrund auf den Bänken und Brüstungen der Gallerie die radaulustige Menge, „der Mob“ — Gestalten in herausfordernder Haltung, Gesichter, aus denen die Aufregung der Neugierde, die Freude an der Sensation, die Ungeduld des Zuschauers blitzte.

„Sie selbst! Da ist sie selbst!“ Irgend eine Stimme aus dem Hintergrund hatte es geschrien. Aber jeder hatte diesen Ruf vernommen, nun stürzten sie über die Bänke und Brüstungen in hellen, aufgeregten Haufen: dem dunklen Knäuel Menschen im Ausgang der Manege zu, der sofort nach dem Unfall um die leblos daliegende, von drei Aerzten hinausgeschleppte Reiterin einen undurchdringlichen Kreis geschlossen hatte. Dieser Kreis hatte sich soeben gelichtet. Die Aerzte, eingehüllt in die Verschlossenheit ihrer Mienen, die Cylinder schief auf dem Kopfe, flüchtig und ernst die Umstehenden musternd und ein kategorisches „Platz da“ anbefehlend, traten zuerst aus der Gruppe. Ihnen nachfolgten zwei Stallknechte, die auf ihren ineinander verschlungenen Armen die Verunglückte trugen. Sie war in halb sitzender Stellung. Ihr Kopf lehnte schlaff, wie todt, an der Schulter des Stallknechtes.

Ihr mädchenhaft geflochtenes, dünnes, goldblondes Haar war aufgegangen, und hing ihr, von einem Blutstreif roth gefärbt, auf die kindlichen Schultern. Sie lebte, aber sie sah die Menge nicht. Das Beifalljauchzen, das plötzlich lärmend, spontan zu ihr niederbrauste, irritirte sie nicht. Sie war von dem Sturze betäubt.

„Vive la petite Allemande! Vive la jeune ecuyere!“"

Die feindselige, erregte und drohende Stimmung von soeben hatte sich ins Gegentheil verkehrt: eine galante Begeisterung, wie sie den leichtblütigen Pariser so leicht ergreift. Was der deutschen Artistin in dem fremden Lande ohne diesen Unglücksfall nun und nimmer sonst gelungen wäre: Sie war urplötzlich zum Liebling geworden. Binnen weniger Sekunden hatte sie sich das Herz der Menge erobert— das Herz des kalten, launenhaften übersättigten Paris.

Sie ahnte nichts vom Umschwung dieser Dinge. In ihrem Kopfe ging Seltsames vor. Eine rothe, tiefe, purpurne Nacht, in die ihr Geist versunken war. Sie fühlte mitunter etwas wie das Betasten einer Hand; dann einen Druck, — einen Schmerz, plötzlich ein Rauschen, als flöge sie mit Pfeilgeschwindigkeit durch brausende Luft. Fiel sie irgendwo auf einen Felsen nieder? Wurde sie in einen Abgrund geschleudert, aus dem sie nun nie mehr hervorkonnte? Eine starre Angst stieg lähmend aus den matten Pulsschlägen ihres Herzens zu ihrer Brust, zu ihrem Halse auf. Hier mußte sie ersticken. In diesem Abgrund — — — Hier konnte sie nimmermehr hervor. Hilfe!!

Der Schrei klang schrill an den Wänden des Verschlages wieder, — und im selben Augenblick erwachte sie. „Endlich“ hörte sie eine Stimme über sich. Wie, war sie gerettet, lag sie nicht mehr tief da unten, zwischen Steinen und über sie gewälzten Felsblöcken?! Sie hob ein wenig den Kopf; ihr Nacken richtete sich auf. So saß sie eine Weile, ihre Gedanken, ihre Erinnerung sammelnd, auf dem fremden Bett, — mit starren, erstaunten Augen in das neu geschenkte Leben hineinblickend.

„Sie sind gerettet, Mademoiselle. Ich helfe Ihnen, ich bin bei Ihnen.“ Sie hatte diesen Klang, diese Stimme noch nie gehört. Ihr Kopf bog sich noch weiter vor. Mit einem fassungslosen Blick streifte sie den, der zu ihr sprach. Wer redete deutsch zu ihr, in diesem fremden Lande?

Langsam, tastend einander erfassend, reihten sich jetzt ihre Erinnerungen, schlossen sich qualvoll aneinander. Was war geschehen? — Heute, ja, — vor wenigen Minuten her: Sie hatte ihren neuesten Tric versucht. Das Pferd war gestrauchelt. Es war ihr schon vorher durch seine Unruhe aufgefallen. Es hatte sich zu weit zurückgebäumt, sich im Kreuz übernommen. — Wie ein Baum fällt, war es hintenübergestürzt, sie unter sich begrabend. —

Dann kam die purpurne Nacht. — Was aber war weiter geschehen? Wo war der Vater? Wo Gabillon? — Was war mit dem Hengste geworden, war er todt?! Und wo hatte man sie hingebracht?!

Ihre Lippen bewegten sich, sie griff wie fragend in die Luft. Da fühlte sie ihre Finger umschlossen von einer festen Hand. Dieselbe Stimme, die vorher gesprochen hatte, sagte in einem bestimmten, warmen Ton:

„Mademoiselle muß ganz ruhig liegen. Sich nur nicht rühren, sonst löst sich der Verband. — Nur keine Sorge. Ich bin hier und wache.“

Zum zweiten Male dieser bestimmte, beruhigende Trost: „Ich bin bei Ihnen“ und: „Ich wache!“

Sie wandte den Kopf in der Richtung nach der Stimme. Auf dem kleinen Sessel, über dessen Lehne ihre in der Eile abgerissenen, zerknüllten und blutigen Kleider lagen, saß ein fremder Mensch. Sie hatte ihn nie vordem gesehen. Er trug die Uniform eines russischen Marine-Offiziers. Sein kurzgeschorenes, schwarzes Haar stand borstig über einer geraden, sehr braunen, nachdenklich gerunzelten Stirn. Der düstere Ausdruck der Augen gab ihm etwas Drohendes. Im selben Augenblick aber, da ihr rathloser Blick ihn prüfend und fragend traf, ging eine Veränderung mit ihm vor: Seine Züge wurden von einem Lächeln erhellt; mit einer ungestümen, ritterlichen Bewegung ließ er sich vor dem Bette auf die Kniee nieder, seine Hände suchten die Hand der kleinen Artistin, und während er diese mit heißen Küssen bedeckte, murmelte er:

„Endlich! Sie leben! Sie sind mir nicht genommen!“

Vera lag ganz ruhig, sie wagte sich nicht zu regen. Sie fühlte die Wärme dieser unerklärlichen Zärtlichkeit ihr mattes Blut, ihr Herz durchdringen. Ein Gefühl von starrer Verwunderung diesem fremden Manne gegenüber, der da vor ihrem Lager kniete, lähmte ihr Denken aufs neue. Sie blickte starr auf die Wände des Raumes, diese Holzbarren, an denen ein bunter Mastentand, Ballerinen-Kostüme, Perücken, Schwerter und Rüstungen und die lächerlichen, buntgewürfelten Pluderhosen der Bajazzi hingen. Sie wußte nun, daß sie in der Ballett-Garderobe lag, einem nothdürftig erwärmten Raum, dessen Holzwände mächtige Spiegel ausfüllten. Die bunten Fetzen, Larven und Flitter wurden von ihnen in hundertfacher Wiederholung zurückgestrahlt. Sie kannte diesen Raum, von den Augenblicken her, da sie sich thatenlos vor oder nach ihrer „Nummer“ hier herumdrückte; ihre eigene Garderobe lag unten beim Marstall,— ein, Zimmer, nicht viel komfortabler als dieses hier, aber mit den Luxustoilette-Gegenständen einer immerhin verwöhnten jungen Dame ausgestattet. Weshalb hatte man sie nicht dorthin gebracht? In ihre eigenen vier Wände? Warum ließ man sie hier, in der wüsten Kammer zwischen schmutzigen, fremden Garderobestücken, Schüsseln unsauberen Waschwassers und fremden Larven und Perücken erwachen?

Sofort hob sich wieder ihre Lebensenergie, die das Außergewöhnliche an ihr war, an ihren achtzehn so hilflos aussehenden Jahren. Was sollte sie hier, diesen Herrn neben sich? Sie entzog ihre Hände hastig den seinen. „Wer sind Sie?“ fragte sie, „Wo ist ein Arzt?“

„Was Aerzte thun können, das ist bereits geschehen. Drei solche Herren — ich würde sagen Charlatane — haben sich bereits wieder entfernt. Nun handelt es sich nur noch darum, Sie in Ihr Hotel zu bringen. Ihr Vater ist bereits benachrichtigt und wird in wenigen Minuten mit einem Wagen hier sein.“

„Und mein Pferd? Und ich selbst? Bin ich schwer verletzt?“

Er sah sie mit seinem durchdringenden Blicke kaltblütig an.

„Ihr Pferd ist todt. — Sie selbst werden noch lange liegen müssen. Lange. — Sie haben einen Schlüsselbeinbruch davongetragen. Die Wunde an der Stirn, das viele Blut, das ist Lappalie. Aber der Bruch!“

Sie wurde noch blasser unter dem festen, unbegreiflichen, fast finsteren Blick. „Was wollen Sie von mir?“ stotterte sie hervor. Plötzlich überwältigte sie das Elend ihrer Lage. „Mein Pferd,“ jammerte sie. „Mein Emir! — Und mein Engagement! Was soll ich machen? Was werden wir anfangen? Mein armer Papa!!“ Sie legte den Kopf in die Kissen zurück und schluchzte.

„Was Sie anfangen sollen? Aber ich sagte es Ihnen doch, Mademoiselle. Ich bin da. Ich helfe Ihnen. — Wozu weinen Sie?“ Er hatte ihr die Hände vom Gesicht gezogen, und mit einem fanatischen Ausdruck in der Stimme wiederholte er:

„Ja, ja ich. — Und kein anderer. Verstehen Sie?! Nein, starren Sie mich nicht so an. Niemals im Leben ein anderer. Weder Sie noch Ihr Vater sollen leiden. Ich war es, der Sie hervorzog unter dem Pferd, der zuerst hinzusprang, Sie zu retten. Ich habe von heut an ein Anrecht auf Sie.“ —

* * *

In der kleinen, internationalen Pension am Boulevard Pereire, weit draußen am Gürtel der Stadt, gegenüber der Ceinture, war das Krankenzimmer der kleinen Vera Schwarz, das einzige Gemach, das die Mittagssonne bekam und auch gegen Abend hin, wenn das übrige Quartier bereits im Dämmer lag, noch ein freundliches Lächeln des scheidenden Tages auffangen durfte. So wenigstens drückte sich Madame Bittard aus, die Deutschfranzösin, eine ältlich-rosige, korpulente, sehr schön frisirte und nur sonst ziemlich saloppe Dame, die vor zwanzig Jahren anläßlich ihres Bildungsdranges nach Frankreich verregnet war, hier einige stürmische Kampagnen verbracht hatte und schließlich nach fast gänzlichem Verlust ihres winzigen Muttererbes im Hafen dieses Pensionates gelandet war. Sie bewohnte seit einigen Tagen das Zimmer dicht neben Vera und ließ ihre Theilnahme an dem Unglücksfall durch unzählige, durch die Thür geflötete Beileidsbezeugungen aus. Und immer, wenn Vera diese Phrasen vernahm, begleitet vom unvermeidlichen Rauschen der vielen Seidenröcke, die Mademoiselle Bittard (sie hieß eigentlich Bitter) jetzt gegen Abend in die Frühlingsluft der abendlichen Boulevards spazieren führte, mußte das junge Mädchen leise lächeln: Wie gerne gönnte sie der Mademoiselle diese Art des Genusses, die Promenaden Boulevards auf und Boulevards ab, ohne Zweck und Ziel, einfach um die Zeit zu tödten. War sie selbst nicht seit zwei Jahren auch ein solches Kind der Straßen geworden, eine von den vielen heimathlosen Fremden, welche es aus den Pensionen und Hotels der großen Städte hinaus auf die Promenaden, in die Kaffeehäuser und in die Garküchen treibt? Ganz gleich, ob in Paris, in London oder Petersburg, das Leben blieb dasselbe: Hotel und Kaffeehaus und Boulevard, Promenade auf, Promenade ab, lange, gähnende Tage ohne Beschäftigung und Zweck, einzig mit der Aufregung des „Auftretens“ am Abend. Und dieses Dasein hatte an ihr bereits zu zehren begonnen: Eine Müdigkeit, fast der Blasirtheit ähnlich, und doch nicht stumpf und kalt wie diese, war das Resultat. Eine Blasirtheit, unter der sich eine namenlose Sehnsucht barg: Heimweh nach dem früheren Leben.

Papa begriff das nicht, ihm war dies Dasein recht, seiner etwas phlegmatischen, unthätigen Natur behagte es in dieser Reise- und Bummelatmosphäre. Aber Papa und sie — welche Gegensätze auch! Sie fühlte, daß sie anders war als Papa, mehr wie Papa, — stärker wie er. Sie hatte sein Leben dicht vor dem Ruin in ihre noch schwache Hand genommen. Und ihre Hand war erstarkt.

Diese zwei Jahre Wanderschaft hatten aus ihr einen selbständigen Menschen gemacht. — Aber fieberhaft, zehrend, zerstörend war das Heimweh stärker und stärker erwacht, Sehnsucht nach dem früheren behüteten und gepflegten Dasein. Nicht umsonst war sie eine „höhere Tochter“ gewesen. Das hatte seinen Stempel aufgeprägt, es war nicht zu verwischen. Die Vagabundenjahre konnten daran nichts ändern.

Sie sann vor sich hin, und vor ihren geistigen Augen baute sich auf die Linie ihres Lebens, — ihrer Zukunft, ansteigend in seltsamen Windungen, verlaufend in nebelhafter Ferne. Was wurde mit ihr? Mit Papa? Blieb der Cirkus ihr Schicksal? Wer konnte es ihnen sagen? Der Fremde?

„Ich bin da. Ich helfe Ihnen!“ Die Worte tönten noch immer in ihrem Ohr. Ihre Hände griffen zwischen die Briefschaften, die da wohlgeordnet auf ihrem kleinen Nachttisch lagen. Sie zog das schwere, graublaue Papier in schrägem Format noch einmal hervor. Noch einmal betrachtete sie das Wappen, — „Freiherr von Rädern,“ las sie zum zehnten Male am Tage. Es war nicht das „Freiherr“, was sie blendete; sie hatte schon manchen Brief mit Wappen und Krone erhalten in ihrem Leben. Cirkusdamen kommen in dieser Beziehung nicht in Verlegenheit. Aber die Worte zu Anfang und Ende dieses kurzen Briefes, die lakonischen, wenigen Worte, die in dieser steten Wiederholung etwas fast lächerlich Absurdes hatten:

„Seien Sie sicher, daß Sie nicht verlassen sind. Ich komme. Ich helfe Ihnen.“

Sie ging in ihrer Erinnerung den gestrigen Abend, die Cirkusabende in anderen Städten durch: Nein, sie hatte ihn niemals vordem gesehen, den sonderbaren Schwärmer, weder in London noch in Petersburg. Wo kam er her? Woher kannte er sie? Er mußte vom Himmel heruntergeregnet sein.—

Es läutete. Seit zehn Uhr morgens wartete sie auf dieses Läuten, das ihr den Besucher bringen mußte. Sie zog die Krausen ihres Nachtkleides länger über die blassen, kleinen Hände, strich das dünne Haar aus der Stirn und lauschte hinaus. Das war die Stimme von Tante Betty, jetzt Gabillon genannt. „Jawohl, es geht dem Herzchen besser!“ Wann würde Tante Betty sich je eine andere Bezeichnung angewöhnen; diese familienhafte Art von ihr, der Cirkusreiterin, zu sprechen, war so lächerlich. Man hatte diesen Dreibund der Familienzusammengehörigkeit in ihrer Karriere schon so viel verspottet: „Papa,“ „Tante Gabillon“ und sie selbst das „Herzchen“ und „Kindchen“ beider. Das alles paßte ja gar nicht in die Cirkuswelt. Es war die Eierschale, die ihnen anhaftete aus der vergangenen, bürgerlich-philistrischen Zeit. Die Kolleginnen und ihre Kavaliere lachten nicht wenig darüber.

Tante Gabillon war es nun auch, die mit einem gewissen Aplomb die Thür öffnete.

„Ich bitte, Herr Baron. Da liegt das Kind.“

Beide traten zu gleicher Zeit an ihr Bett. Der Baron hatte die Hände voll Veilchen, die er auf ihre Bettdecke gleiten ließ. „Wie geht es?“ fragte er hastig. Und ehe sie noch antworten konnte, fuhr er in demselben Tone fort: „Ich habe mich gewaltsam frei gemacht. Ich müßte heute mit meinen Kameraden zurück nach Cherbourg. — Ich habe mich krank gemeldet. — Ich bin auch krank.“

Er hatte sich auf den Sessel geworfen, und ohne auf Tante Gabillon zu achten, die am Fußende des Bettes saß, schwarz und einfach gekleidet wie die äußerste Wohlanständigkeit selbst und ihn durch ihre Brille mit mißtrauischer Frage betrachtete, sprudelte er hervor: „Ich bin krank vor Sehnsucht nach Ihnen. — Ich habe nicht essen und nicht schlafen können. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. — Es muß ein Ende gemacht werden. — Fräulein, ich mache keine langen Worte. Hier in Gegenwart dieser Dame, Ihrer Frau Tante oder wer sie auch ist, bitte ich Sie um Ihre Hand!!“

Er beugte sich über sie und mit seinen eindringlichen, finsteren Augen fest ihrem fassungslosen Blick begegnend setzte er feierlich hinzu:

„Ich liebe Sie. Ich wußte es, daß Sie mir gehören müßten vom ersten Augenblicke an, da ich Sie sah: Die Zeit unserer Bekanntschaft und ihre kurze Dauer haben damit nichts zu thun. Es giebt nur eine Liebe, die auf den ersten Blick.“

Er sprach, als schließe er von vornherein aus, daß ihm jemand widersprechen könne. Aber die Schulreiterin selbst, wie auch Tante Gabillon beraubten ihn der Illusion. Vera hatte sich aufgerichtet in ihrem Bett. Umflossen von ihrem langen weißen Nachtkleid saß sie jetzt unbeweglich da. Sie blickte an ihm fort, sie scheute den Blick, von dem sie eine unheimliche Macht über sich ausströmen fühlte. Ihre Augen gingen ins Leere; mit einem gewaltsam ruhigen Ausdruck in der Stimme fragte sie:

„Wer sagt Ihnen, daß ich Ihr Gefühl erwidere. Ich kenne Sie ja noch gar nicht. — Ich habe Sie zweimal in meinem Leben gesehen. Und ich glaube durchaus nicht an die Liebe auf den ersten Blick. Außerdem, ich werde mich niemals binden, ich bin die einzige Stütze Papas. Alles, was Sie sprachen, hat gar keinen Sinn für mich.“

„Hat keinen Sinn,“ wiederholte Tante Gabillon, froh, das erlösende Wort gefunden zu haben. „Hat ganz und gar keinen Sinn. Am wenigsten am Krankenbette, Herr Baron. Komm, Tochterchen, ich leg dich wieder zurecht.“

Sie wollte an ihm vorbei; aber energisch, wenn auch sanft, fühlte sie sich bei Seite geschoben und sah in das zornerfüllte Gesicht des Gastes.

„Erlauben Sie, — das besorge ich!“ stieß er hervor. „Ich habe Ihnen Ihr Kind — oder Ihre Nichte oder, was sie Ihnen ist, gerettet — ich sagte schon, daß ich ein Anrecht auf sie habe!“ Ohne das starre Staunen der beiden Frauen zu beachten, legte er wie ein Arzt den Arm um Veras Schulter, und bettete sie sanft in die Kissen zurück.

Dann zog er ein Buch aus der Tasche. „Gestatten Sie, so lese ich Ihnen ein wenig vor. Es ist: „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Kennen Sie Grillparzer? Nein, Sie kennen ihn nicht. Die deutschen Mädchen kennen alles, nur nicht ihre eigene Literatur.“

„Und wenn Sie mir, Gnädige“ — er verbeugte sich gegen Tante Gabillon — „ein Tasse Thee kredenzen wollen? Ich werde es Ihnen danken. Für den Retter Ihres Kindes — oder Ihrer Nichte, oder, was sie Ihnen auch sei,— wird Ihnen dieser Liebesdienst nicht gar zu schwer fallen.“

Er sagte es lächelnd, mit einer Verbeugung gegen die alte Dame hin. Aber das Lächeln war nur ein Aufblitzen in seinem Gesicht. Es huschte nur so darüber hin, ohne Spuren zu hinterlassen. Seine Miene war wieder undurchdringlich, von dieser seltsamen, fanatischen Düsterkeit, als er sich nun im Sessel abermals niederließ und unverweilt zu lesen begann. —

Vera lag stumm und lauschte. Ihr war wie in einem tiefen Traume. Wer war es, der sich da niedersetzte in den Sessel an ihr Bett, und von ihr und den Ihren Besitz ergriff? War alles ein Märchen? Ihre Sinne, umnebelt von Mattigkeit, von dem Halbdämmer im verdunkelten Zimmer, vermochten nicht klar zu werden. — Wie reich und voll diese Stimme über ihr tönte. Sie erfüllte das Zimmer mit Leben — den kahlen Pensionsraum, in dem sonst nur die nörgelnde Stimme Papas und die ängstliche Weltweisheit Tante Gabillons zu hören war. Wo befand sie sich überhaupt? War sie in Paris oder daheim?

„Gefällt es Ihnen?“

Sie öffnete die Lider, die sie fest geschlossen gehabt hatten, und erwiderte den Blick. Sofort aber, da die glühenden Augen des Besuchers sie trafen, senkte sie sie wieder.

„Lesen Sie weiter, — bitte!“

Sie kam sich gehütet und geborgen vor. Verstohlen streifte ihr Blick seine Gestalt — eine hagere, große Rübezahlerscheinung, wie man sie häufig bei aktiven Offizieren der strapezirten Reiter-Regimenter findet.

Etwas Befehlendes und zu befehlen Gewohntes lag in seinem Wesen, das dem noch ganz jungen Mädchen imponiren mußte. Die kalte und doch leidenschaftliche Ruhe des Russen war in seiner Stimme, in seinen Bewegungen, Und die Uniform gab ihm ihre Prägung, zum mindesten konnte er kein Abenteurer sein.

Tante Gabillon kam mit dem Thee und ging wieder hinaus; mit einem Blick zu Vera, der sagen sollte: „Nur keine Sorge, Herz. Ich wache! Ich horche draußen an der Thür.“

„Wollen Sie sich nicht bedienen?“ murmelte Vera. „Da steht Zucker, da Rum. Gabillon hat es Ihnen zurecht gestellt.“

Er legte das Buch beiseite, und wie wenn er hier ganz zu Hause wäre, begann er sich Thee einzuschenken; langsam und kunstgerecht, erst den Thee, indem er fast die halbe Flasche Rum dazu goß, und dann beides zusammen in verdeckter Tasse eine Weile ziehen ließ.

„Wenn Sie nicht krank wären, würde ich bitten, rauchen zu dürfen. Nun, ein andermal!“ sagte er, indem er sich zurücklehnte und eine Cigarette kalt zwischen die Lippen nahm.—„So. — Wie mollig das ist, hier bei Ihnen. In dieser lieben niedrigen Bude. — Ich bin glücklich, bei Ihnen zu sein.“

Er schwieg und auch sie erwiderte nichts. Beide horchten hinaus in die Stille des Hauses, auf den dumpfen, murmelnden Lärm der Straße. Man hörte die Schritte der Passanten, das Dröhnen der Bahn, die kleinen, wie Herdenglocken unaufhörlich bimmelnden Schellen der Bicyclettes.

„Da drüben, Ihnen schräg gegenüber, in dem Hause, wo allabendlich die rothen Lampenschirme hinter den Fenstern leuchten, wohnt Sarah Bernhard,“ sagte er. „Wußten Sie das?“

„Nein,“ entgegnete sie. Woher sollte sie auch? Sie wußte so wenig vom großen Leben des großen, eleganten Paris. Sie kannte nur die Boulevards.

„Aber mein Gott,“ sprach er weiter, als habe er ihre Gedanken errathen. „Wo leben Sie denn dann mit Ihren Interessen, Fräulein. — Ihr Vater, Ihre Tante — oder wer sie auch sei — belehren die Sie nicht? Die Welt ist so schön und groß, und Sie durchwandern sie im Fluge, — bleibt denn da nichts zurück in Ihnen von den tausendfachen, großen Eindrücken?“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Papa und meine Tante, — denn das ist sie, wenn Sie auch noch so gerne sagen: „wer sie auch sei“ — kümmern sich gar nicht um die Außenwelt, sie leben eigentlich nur in der Erinnerung an unsere bessere Tage. Und dort, — beim Cirkus, — ist wahrhaftig niemand, der Lust und Zeit hätte, einen zu belehren. — Wir wursteln eben alle so hin.“ — —

Er lachte über dies gleichgültige „wursteln“, — sofort aber wurde er wieder ernst:

„Wie sind Sie zu der Karriere gekommen, Sie, ein gebildetes Mädchen?“

Sie erzählte ruhig ihre Lebensgeschichte, wie jemand, der unumstößliche Thatsachen ohne Aufregung wiederholt. Jetzt machte sie einen Augenblick schweratmend Pause, und als käme sie nunmehr erst zum Ergebniß dessen, was sie habe sagen wollen, stieß sie hervor:

„Aber niemand hat mich dessenungeachtet in dieser Karriere je beleidigen dürfen. Papa ist alt, seine Gedanken sind schwach. Ich selbst muß mich vertheidigen. Aber ich werde es immer thun, sobald mich jemand die Misere meiner Stellung fühlen läßt.“ Sie saß abermals aufgerichtet im Bett, ihre Augen glühten, ein Zug von Hochmuth lag auf ihrem blonden, zarten Gesicht.

Der Officier betrachtete sie mit einem verzehrenden Blick.

„Und wissen Sie, wer Sie sind? — Sie sind die erste Schulreiterin des Kontinents. Die erste, das heißt die Größte. Und die Jüngste zugleich. — Hier lesen Sie, wie Paris von Ihnen spricht.“

Sie durchflog die Blätter, die er ihr reichte, und tiefes Roth färbte zugleich mit einem glücklichen Lächeln ihr Gesicht.

„Das sagt man aus Anlaß meines Unglücksfalles,“ murmelte sie. „Hier wird man nur, wenn man Anlaß zur Sensation gegeben hat, berühmt.“ —

Er aber unterbrach sie rasch und feurig. „Nein, hier wird man berühmt, wenn man etwas kann. Wenn man eine Persönlichkeit ist, und sei's auch nur in dem Cirkel der Manege.— Ich und alle meine Kameraden haben Ihnen von ferne gehuldigt von der ersten Minute Ihres Auftreiens an. Sie haben es nicht bemerkt, es nicht bemerken wollen. Sie hätten mir Ihre Geschichte nicht zu erzählen brauchen. Wir alle lasen sie aus Ihrem Gesicht, — Ihrem Lächeln, Ihrem Errothen.“

Sie saß ganz still und ließ seine Worte wie weiche Sturzwellen über sich hinweggehen. Ihr Blick war jetzt zu dem seinen aufgehoben und magnetisch mit einer betäubenden Macht hielt dieser sie fest.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „wir Offiziere sind nicht ausnahmslos alle so armselige Herren, wie die Witzblätter gern aus uns machen möchten. Wir haben einen ganz guten Riecher für Welt und Menschen — besonders für die Frauen. Wir wußten sofort: „Für uns“ ist die nichts, die kleine, reizende Schwarz. Die ist nur „für mich“. Und dieser „mich“ bin ich. Ich hatte das Glück! Sie stürzten, und meine Loge war Ihnen zunächst, — ich, der geschmachtet hatte nach einem Lächeln, auch nur einem Blick von Ihnen, den ich nicht bekam, — ich durfte Sie aufheben, an mich drücken, auf meinen Armen forttragen.“

Er schwieg, sprang auf, und wie damals warf er sich vor ihrem Bette in die Kniee. Sein Mund suchte ihre Hände, mit Flammen auf den Lippen küßte, versengte er sie. Sie lag wehrlos und ließ es geschehen. Eine Stimme durchbrauste ihr Inneres, die ihr zurief: Das ist das Glück! Halte es fest! Es kehrt vielleicht nie mehr wieder! Einen Augenblick durchschauerte sie Angst vor diesem Fremden, das nun auf sie eindrang, dieser Wendung aller Dinge, ihres ganzen Lebens. — Nie hatte sie sich einem Willen gebeugt — niemand hatte es von ihr verlangt. Und diese dunklen, fanatischen Augen vor ihr — drohten, verlangten, — befahlen sie nicht?

Sie wollte reden, — aber ihr Blick senkte sich unter der Gluth des seinen, und sie schwieg. „Versprichst du es mir, — daß du einst mein werden willst, — mein Weib?“ fragte er. Sie entgegnete noch immer nichts. Aber sie lag ganz still, als sein Mund nun ihre Lippen fand.—

— — — — — — — — — — — —

„Bist du fertig, Vera?“ Willst du zu spät kommen?“ Es war Tante Gabillon, die es in das Zimmer rief, während sie selbst, an die Brüstung des kleinen, offenen, vogelkäfigähnlichen Erkers gelehnt, auf die Straße hinabspähte. Vera, die vor dem Spiegel stand und den Abendmantel über ihrem Reitkleid schloß, entgegnete auf die erregte Frage nichts. Sie war an Tante Gabillons unzählige, ängstliche und meist ganz unangebrachte Ermahnungen längst gewöhnt. Die Tante sah immer noch ein Schulkind in ihr, obgleich sie seit zwei Jahren von der Gnade dieses Schulkindes lebte. — —

Vera beeilte sich nicht mehr als vorher, sie wußte, daß sie noch Zeit hatte; lässig, langsam schloß sie die Knöpfe an dem pelzgefütterten Mantel. Auf ihrem Gesicht lag ein rathloser Ausdruck, eine verschlossene Frage.

Soeben war Gorow von ihr fortgegangen; ihr Verlobter! Seltsames Wort. Waren sie wirklich glückliche Verlobte? Warum stritten sie sich so oft? Drei Wochen erst war ihre Vereinigung her. Die drei Wochen waren kein ununterbrochener Frühlingstag gewesen.—Rauhes, Gewitterschwüles stand in ihnen zu verzeichnen, freilich neben strahlenden Sonnentagen.— Wie schwer dies Leben doch zuweilen schien! Schwer schon für die, welche sich lieben. Wie erst muß es für jene sein, die keine Liebe kennen?

Ja, nun hatte sie sich gebunden für immerdar. Aber sollte das ewig so fortgehen mit diesen Kämpfen? Würde er ihr ewig diese Scenen bereiten, diese leidenschaftlichen Wuthausbrüche nach ihren Vorstellungen, wenn sie gefeiert, mit Blumen beschenkt worden war, und dem Publikum mit einem Lächeln gedankt hatte?

Aber mein Gott, er wußte doch, was er that. Daß er sich mit einem Cirkusmädchen verbunden hatte, nicht mit einer Regierungsrathstochter! — Sie wollte spöttisch lächeln, aber ihr Gesicht brachte es nur zu einer traurigen, kleinen Grimasse. O, wie quälen sich die Menschen gegenseitig! Welche Abende waren es gewesen für sie, die drei Wochen her! Und sie liebte ihn. Nein, das war keine Liebe mehr, das war Sturm.

Sie hatte so viel von der Liebe gehört in ihrem freien Leben; alle diese schönen, lustigen Mädchen, mit denen sie des Abends zusammenkam, wußten von ihr zu erzählen. — — Sie hatte immer von ferne gestanden und nur verlangend gelauscht. Was ihr an Männern begegnet war, — Offiziere, Lebeleute, in der Manege, in der Reitbahn, in den Hotels, das war ihr nur wie eine Abart der Männlichkeit erschienen: diese Herren, die nur Schmeicheleien zu sagen wußten, für die die Frauen nur „Weiber“ waren, mit Gold zu kaufen, mit glatten Redensarten zu zerstören; — sie war nie einem Manne begegnet. Sie kannte keinen; von ihrem Vater an gerechnet, der gleichfalls nur ein Opfer seiner unmännlichen Schwächen war. — Gorow trat in diese Leere als die erste, wahre Erscheinung. Die Festigkeit, die Härte, die Starrheit, die von ihm ausgingen, ja selbst seine kaltblütige Verwegenheit hatten sie zu ihm gezwungen, ganz seinem Willen unterworfen. Aber sie fühlte, daß dieser Wille ein furchtbares Gewicht zu werden begann, sich niederziehend an ihr Leben hängend. Sie liebte Gorow über alles. Doch sie athmete nicht mehr frei, seit sie sein war. Wie sollte das werden?

(Fortsetzung folgt.)

— Boshaft. Dame (renommirend): „Ja, ja, mich hat „Amor“ mit meinem innigstgeliebten Gatten zusammengebracht!“ Herr: „So, annoncirt der auch in Tageblättern?“

Für die Küche.

Vorzügliche Hammelkotelette. Dieselben werden gehörig zugeschnitten, alles Fette entfernt, sehr gut geklopft, in zerlassene Butter (nicht in Ei) getaucht und mit geriebenem Zwieback, vorher aber mit etwas Salz und Pfeffer bestreut. Dann werden sie 8 Minuten gebraten, 4 Minuten auf jeder Seite und auf erwärmter Schüssel so rasch als möglich zur Tafel gebracht.

Gestürzter Kartoffelsalat. Frisch gesottene, gleich große Kartoffeln werden geschält und in messerrückendicke Scheibchen geschnitten. Mit einem Theil derselben legt man Rand und Boden einer porzellanenen oder Steingut-Auflaufform schneckenartig aus; von den übrigen Kartoffeln hat man, solange sie noch warm waren, Salat bereitet, mit dem man die Form bis gut fingerbreit vom Rande füllt. Drei hartgekochte Eigelb werden zerdrückt, mit zwei Eßlöffeln Essig, drei Eßlöffeln Provenceröl, Pfeffer und Salz verrührt, ein viertel Liter laue Fleischsülze, die angenehm mit Maggi abgeschmeckt wurde, darunter gemischt und diese Mischung über die Kartoffeln gegossen, die man an kaltem Orte damit sülzen läßt. Beim Gebrauch taucht man die Form schnell in heißes Wasser und stürzt den Salat auf die Platte.

Salzburger Nockerl. Ein eigroßes Stück Butter wird mit zwei Eßlöffel voll Zucker sehr schaumig gerührt, dann kommen nach und nach vier Eidotter dazu, die mit einem Kaffeelöffel voll Mehl leicht verrührt werden; von den vier Eiweiß schlägt man sehr steifen Schnee und mengt ihn leicht unter die Masse. Hierauf giebt man in einen niederen Tiegel drei Eßlöffel voll Milch, ein halbnußgroßes Stück Butter und einen halben Kaffeelöffel voll Zucker, läßt dieses nicht ganz siedend heiß werden und füllt den Teig hinein. Man deckt den Tiegel fest zu und läßt ihn so lange auf der nicht zu heißen Herdplatte stehen, bis der Teig am Boden Farbe hat, dann kehrt man ihn in Stücken um, deckt ihn wieder zu, und wenn auch die andere Seite Farbe gewonnen, giebt man die Nockerl gezuckert als gute Nachspeise zu Tisch.

Hühnersuppe. Ein Suppenhuhn wird gerupft, ausgenommen und in kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt. Sobald letzteres zu kochen beginnt, wird es abgegossen und das Huhn wiederholt in kaltem Wasser gewaschen. Hierauf giebt man es mit schwacher Fleischbrühe oder kaltem Wasser wieder auf's Feuer, fügt eine Gelbrübe, eine Weißrübe, eine Zwiebel, einen lienwurzel, das Weiße eines Lauchstengels und eine Gewürznelke, sowie das nöthige Salz hinzu und läßt es langsam und gleichmäßig kochen, bis das Huhn weich ist. Dann wird die Fleischbrühe entfettet, geseiht und mit einer Handvoll Reis wieder aufgesetzt. Das Huhn wird abgehäutet, ausgebeint und das Fleisch in Würfelchen geschnitten, ebenso die Gelbrübe, Weißrübe, der Sellerieknollen und der Lauch. Zuletzt wird alles der inzwischen fertig gekochten Reissuppe beigefügt, mit etwas gehackter Petersilie bestreut und zu Tische gegeben.

Hammelkeule als Rehkeule bereitet. Man klopft die Keule recht mürbe, befreit sie von Haut und Fett und legt sie in ein irdenes Gefäß. Dann schwitzt man Wurzelwerk, Zwiebeln, die abgelösten Häute in Fett oder Butter, giebt ein Quart Wasser, ein Quart Essig, Salz, Thymian, Lorbeerblatt, Nelken und Pfefferkörner hinzu, läßt die Brühe eine halbe Stunde zugedeckt kochen, passirt sie und läßt sie kalt werden. Diese Marinade wird über die Keule gegossen, in welcher sie 2—3 Tage liegen bleibt. Wenn man sie herausnimmt, wird sie abgetrocknet, wie eine Rehkeule gespickt, gesalzen und in Butter und etwas geschnittenem Speck unter fleißigem Begießen recht saftig gebraten, indem man nach und nach etwas Fleischbrühe oder kochendes Wasser angießt. Gegen Ende der Bratzeit stellt man sie hoch und bräunt sie schön, legt sie auf eine erwärmte Schüssel und verkocht die Sauce mit etwas süßem Rahm, entfettet sie und giebt sie mit der Hammelkeule auf.

Braune Klopse. Man nimmt 2 Pfund derbes, rohes Rindfleisch, treibt es mehrere Male durch die Fleischhackmaschine, thut ein Stück Butter dazu, sowie etwas eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel, 2 ganze Eier, 2 Eidotter, 3 große geriebene Zwiebeln und etwas Pfeffer, Gewürz und Nelken, doch von jedem nur wenig. Man streicht alles durch ein Haarsieb oder arbeitet es auch nur sehr gut durch, formt Klopse daraus und bratet diese schnell in steigender Butter. Dann thut man die Abfälle und Sehnen des Fleisches in steigende Butter, ferner 4 Zwiebeln, Gewürz, die Schale einer halben Citrone und läßt es braun dämpfen. Dann giebt man 2 gehäufte Kochlöffel voll Mehl hinein, läßt es noch etwas braten und gießt dann Fleischbrühe hinzu, mit der man es 2—3 Stunden kochen läßt. Doch muß man es vor dem Anbrennen hüten. Kurz vor dem Anrichten streicht man es durch's Sieb, fügt Kapern und ganz wenig Zucker hinzu, läßt es damit nur einmal aufkochen und gießt es über die heiß gehaltenen Klopse.

— Die größere Anziehungskraft. „Woran denkst Du denn, Gretie?“ „Ach, weißt Du, ich denke, wie Ihr Großen Euch quälen müßt mit Anziehen und Frisiren, damit Euer Verehrer herkommt, und ich — — ich brauche meinem Fredi blos vom Fenster aus eine Lakritzenstange zu zeigen; dann fliegt er förmlich herauf!“